

In den Oetzthaler Alpen

Im D-Bus, der mich nach Oetzthal in Tirol brachte, hatte ich ein paar ganz interessante Gespräche mit meinen Mitreisenden. Ein Linzer z. B. fragte mich: Nun, wie stellt sich die Tschechoslowakei zu unseren neuen Freundschaftsbeziehungen zum Reich? Als ich ihm ruhig sagte, daß wir uns nicht übermäßig darüber freuen, meinte er noch: Ja, wir könnten ja mit Euch viel besser stehen, wenn ihr halt nicht mit den „Völschewiken“ so dicke Freundschaft halten würdet! Darauf mengte sich ein zweiter Mann in das Gespräch und fragte: Ist es denn wahr, daß man in Prag schon so viel russische Offiziere in Uniform auf den Straßen sieht? Die Antwort, die ich darauf gab, veranlaßte meine nazibegeisterten Mitreisenden, kein Wort mehr mit mir zu sprechen. Als ich dann im Gang stand, unterhielt ich mich mit einem jungen Burschen, der mir von seinen Bergtouren erzählte. Auf einmal packte er mich beim Arm, zeigte auf ein Häuschen der Ortschaft Braunau, an der wir vorbeisauften, und schrie ganz begeistert: Schauen Sie schnell, schnell, in diesem Häuschen ist Hitler geboren! Als ich ihm darauf antwortete, daß mich das nicht im geringsten interessiere, prallte er förmlich zurück und konnte sich von seinem Schrecken über eine solche „Barbarei“ kaum erholen. Ich ließ mir aber die gute Laune nicht verderben und schließlich habe ich im Laufe meines Aufenthaltes auch eine Menge Menschen kennen gelernt, die ganz anderer Gesinnung waren und mit denen ich bald Freundschaft geschlossen habe.

Sonntag nachmittags langte ich in Sölden an, dem bekanntesten Ausgangspunkt für Bergtouren im Oetzthal, wo mich schon mein treuer Wandergefährte erwartete. Trotz durchwachter Nacht war ich von all den neuen Eindrücken so erfüllt, hatte ich gar kein Gefühl des Müdeleins und so beschloffen wir, die ziemlich günstige Witterung auszunützen und gleich am nächsten Morgen eine zweitägige Bergtour zu machen. Auf die Wildspitze, den König der Oetzthaler Alpen! Als unser Führer sah, daß ich gut ausgerüstet war, auch kräftig aus sah, meinte er, daß wir wohl den schwereren Anstieg machen könnten, und zwar den Geparisch, oder Oetzthaler Nordwest, da dieser viel lobnender sei als der gewöhnliche Touristenanstieg.

Wir marschierten schon am nächsten Morgen um fünf Uhr früh von Sölden los. Das Herz wurde weit vor Freude, als wir durch das liebliche Tal von Zwieselstein nach Vent wanderten. Trotz des schwer gepackten Rucksackes schreiet man so leicht aus und die Lungen dehnen sich woblilig in der würzigen Höhenluft. In Vent, das mit Obergurgal zusammen die höchst gelegene Ortschaft (2000 Meter) in Tirol ist, wird kurze Rast gemacht und dann geht es weiter in immer steiler werdenden Serpentinern zur Breslauer Hütte. Erst langsam kommt mir zum Bewußtsein, daß ich wieder in meinen geliebten Bergen bin. Wie wohl tut dem Auge das frische leuchtende Grün der Almen, die belebt sind durch die rotbraunen

Farbenlege der weidenden Kühe! Immer von neuem bewundere ich die kräftigen Farben der Alpenblumen. Jeder Blick, jeder Atemzug tut wohl und macht leichter und freier.

Die letzten zwei Stunden geht es über Geröllhalden, dann ist die Hütte, die schon 3000 Meter hoch liegt, erreicht. Die „Hütte“ ist aber ein ziemlich großer Steinbau. Endlich kann ich mir die erste Erbswürstchen bestellen und Kaiserjähymarrn, was nirgends so köstlich schmeckt, wie in den Alpenhütten. Nachher bewundere wir noch das herrliche Gletscherpanorama, klettern ein bißchen im Gestein herum und unterhalten uns köstlich mit den Schafen, die zu hunderten dort weiden und die wir mit ein bißchen Salz herangelockt haben. Schließlich treibt uns die Kälte in die Hütte zurück. Die Gaststube ist überfüllt und bezauglich geheizt und nun geht der sogenannte „Hüttengauber“ los. Man erzählt einander, welche Gipfel man morgen stürmen wird, was man alles schon geleistet hat, wo man eingeregnet und eingeschneit war usw.

Wir und ein Wiener sind die einzigen Deutschsprechenden; die Holländer überwiegen weitest, dann kommen Engländer und Franzosen. Die Franzosen besuchen in größerer Anzahl erst seit ein bis zwei Jahren die österreichischen Alpen und erweisen sich angeblich als sehr geschickte Bergsteiger. Unsere Unterhaltung besteht aus einem bunten Rauderwelsch und ist gerade deswegen umso lustiger und anregender. Immer wieder stößt man auf Erstaunen, daß man als „Böhme“ so gut deutsch und auch etwas englisch und französisch spricht und wenn man erklärt, daß bei uns mehr als drei Millionen Deutsche leben, merkt man deutlich, wie fremd den anderen unser Land ist. Ich wundere mich immer wieder darüber, mit welcher Selbstverständlichkeit die Engländer in dieses Land kommen, ohne auch nur zehn Worte deutsch zu können. Sie sehen voraus, daß man eben ihre Sprache überall spricht. — Jetzt fangen sogar schon einige Führer an, ein paar Broden englisch und französisch zu lernen. Aber ich war Zeuge, wie eine Engländerin ihren Führer bat, doch lieber deutsch zu sprechen, weil sie bei seinem „Englisch“ noch mehr erraten müsse, was er meine, als bei seinem Deutsch. Die Bauern sind auch, wenn sie untereinander in ihrer Mundart sprechen, kaum zu verstehen und mit den Kindern, die in der Schule noch nicht Schriftdeutsch gelernt haben, ist eine Verständigung fast unmöglich.

Schließlich kriechen wir zähneklappernd auf unser Mairayenlager, nachdem jeder soviel Decken als nur möglich ergattert hatte. Der Sturm heult so stark und rüttelt so wütend an den Fensterläden, daß an richtige Schlafen nicht zu denken ist. Und kaum scheint es einem, daß man sich ein bißchen eingewärmt hat und eingeschlummert ist, kommt schon der Führer mit den schwer Genagelten die Treppen hinauf und zieht einem unbarmsherzig die Decke von den Ohren. Wieviel Uhr ist es denn? brummt es aus verschiedenen Ecken. Drei Uhr, auch, auch,

funst wird der Schnee z'wach! Leise oder laut fluchend sucht man in dem spärlich beleuchteten Raum erst seine erstorenen Glieder und dann seine Sachen zusammen. Unten in der Gaststube dampft schon der Kaffee in den Kannen und leider begehe ich den Fehler, daß ich ihn heiß hinuntergieße, ohne etwas dazu zu essen, was ich später noch schwer zu bereuen habe. Und nun Abmarsch, eine Führergruppe ist schon vor uns aufgebrochen! Langsam beginnt es zu dämmern, unten im Tal brauen dicke Nebel wie in einem Teufelskessel und allmählich heben sich die Konturen der Berggiganten aus der Nacht. Du bist verrückt, denke ich mir, steigt da um 4 Uhr früh in dieser unheimlich drohenden Bergwelt herum, anstatt in einem weichen warmen Bett zu liegen! Und je höher wir steigen, umso komischer wird mir zu Rute oder besser gesagt, desto übler wird mir vom Magen. Was soll ich anfangen, denke ich verzweifelt, umkehren und meinem Kameraden die Freude verderben, und den Führer zurückschicken ist ganz unmöglich, — aber wenn dann die exponierten Stellen da sind, komme ich ja einfach nicht weiter in diesem Zustand! Noch nie ist mir Ähnliches auf meinen vielen Bergtouren geschehen. Ich beiße die Zähne zusammen und hoffe auf ein Wunder. — Der Steig wird steiler und steiler, jetzt heißt es schon, den Fuß fest aufsetzen und von Stein zu Stein springen. Nun haben wir den ersten Grat vor uns, unser Johann macht halt und wir werden kunstgerecht „ans Seil gelegt“. Die beiden Männer sehen jetzt, daß ich käseweiß im Gesicht bin und mir die Knie zittern. Ja, was ist denn los? Nun muß ich beichten und wir beschließen, es noch ein Weilchen zu versuchen. Ich schlepe mich weiter und stehe in Gedanken: nur dies eine Mal soll es noch gut ausgehen, nie mehr wieder mache ich die Dummheit, daß ich unangesehen schlafen und vollkommen untrainiert gleich auf 3700 Meter steige! Doch plötzlich wird mir so übel, daß ich taumle. Erschrocken zieht mein Begleiter, der als Letzter am Seil geht, den Strick fest an, Johann springt zurück, packt mich beim Kopf und endlich, endlich ist das bißchen Kaffee draußen und ich fühle mich wie neugeboren und könnte jubeln, daß ich diesmal noch so gut davongekommen bin!

Es war aber auch höchste Zeit, daß ich wieder ganz bei Kräften bin, denn nun werden Anforderungen an uns gestellt, die auch für einen Durchschnittstouristen keine Kleinigkeit sind. Da hängt der Johann an einer glatten hohen Felsplatte und versucht mit Aufschwund aller Kräfte, sich in die Höhe zu ziehen oder für einen Fuß auch nur den kleinsten Stützpunkt zu finden. Schließlich arbeitet er sich doch kraft seiner Armmuskeln in die Höhe und schlingt dann das Seil um einen Felsblock, um uns zu sichern. „Los“ schreit er von oben, schon baumle ich in der Luft und versuche ebenfalls krampfhaft an dem glatten Fels einen Halt zu gewinnen. „Biechen!“ schreie ich hinauf, und werde nun auch so gründlich gesogen, daß es mir fast den Atem verschlägt, so schnürt

miß das Seil um die Leibesmitte ein. Schließlich lande ich glücklich und nachdem wir nun beide „gefichert“ haben, zieht sich unser dritter Mann langsam und geschickt in die Höhe. Jetzt heißt es, bei jedem Schritt und Griff genau prüfen, ob das Gestein auch sicher hält, denn abgesehen davon, daß man selber bei dem kleinsten unsicheren Schritt sofort den Halt verliert und nur durch das gespannte Seil zurückgerissen wird, verursacht man Steinerschlag, was für etwa nachkommende Touristen verhängnisvoll werden kann. — Noch eine schwierige Stelle ist zu überwinden, eine vollkommen glatte, drei Meter breite Gesteinsrinne, die möglichst rasch gequert werden muß, weil dort schwere Steinschlaggefahr ist. Bei diesem Kunststück ist mir so sehr Hören und Sehen vergangen, daß ich nicht mehr genau beschreiben könnte, wie wir eigentlich hinübergekommen sind. Es ist nur gut, daß man so viel mit sich zu tun hat, daß man weder spürt, wie das Herz arbeitet, noch Zeit hat, in die schauerhaftesten Abgründe zu blicken, die zu beiden Seiten gähnen. Nun steht noch heftiges Schneegestöber ein! Weiße Schneeflocken wärzen eine Wohltat gewesen, aber nein, scharfe Eisnadeln peitschen uns ins Gesicht!

Endlich, endlich ist der Gipfel erreicht. Doch stelle man sich ja nicht vor, daß man sich nun gemütlich ausruhen kann. Da oben tobt ein solcher Orkan, daß wir fest aneinander und an das Gipfelkreuz geklammert nur ein paar Minuten verschlafen und dann ein paar Meter tiefer, wo man doch wenigstens sitzen kann, Zuflucht suchen, denn nun kommt ja die Belohnung für all unsere Plage: Die Aussicht!

Alle Angst und Erschöpfung ist vergessen. Wenn es noch zehnmal mühsamer gewesen wäre, es hat sich gelohnt, denn vielleicht nie kommt einem die erhabene Schönheit der Natur so zu Bewußtsein, wie inmitten dieser vergletscherten Bergriesen. Mit rasender Schnelligkeit rasen Nebel und Wolkenmassen vorüber und verhüllen in ein paar Sekunden das ganze Bild. Um so mehr staunt man dann, wenn die dicke Nebelwand plötzlich zerreißt und sich neue ungeahnte Schönheiten dem Auge darbieten.

Doch da mein Begleiter und ich vor Kälte schon halb erparat sind — unser Führer schätzte auf 12 Grad unter Null — schnallen wir, nachdem man ein paar getrocknete Früchte gegessen hat, unsere Rucksäcke wieder um und geht es über unabsehbare steile Schneefelder abwärts. Da der Schnee stellenweise sehr weich ist, bricht man oft bis zu den Knien und bis zum Wauche ein und muß sich dann Schritt für Schritt mühsam weiterarbeiten. Wir müssen jetzt weiten Abstand voneinander und das Seil streng gespannt halten, denn nur so kann man, wenn einer von uns in eine Spalte fällt, ihn ziemlich rasch wieder herausbekommen. Nun geht unser Führer als Letzter und alle paar Schritte heißt es: Achtung, Spalte, springen! Mein Vordermann geht dann, vorsichtig mit dem Fidel den Schnee abtastend, bis zum Rand der Spalte und springt dann soweit wie möglich hinüber, während ich schnell die Schlingen des Seils, die ich halte, loslassen muß, damit er nur wenig genug springen kann. Fürchterlich und grauenhaft schön zugleich sehen die gewaltigen Gletscherbrüche aus, die wir in weicher Entfernung seitwärts liegen lassen, blau und grün schillern diese Todesgrotten und unterirdisch tobt das Wasser in Gletschermühlen und Spalten. Die meisten der größeren Spalten sind durch das Wasser ganz glatt geschürft und verengen sich keilförmig nach unten, so daß derjenige, der hinabstürzt, wenn er schon nicht ertrickt, elend ertrinken muß, weil

ihn die immer enger werdende Spalte so zusammenpreßt, daß er nicht mehr atmen kann.

Und doch war dieser Abstieg eines der schönsten Erlebnisse, die ich in den Alpen hatte. Der Sturm hatte sich gelegt und die Sonne fing so an zu sengen, daß wir uns öfter tüchtig einölen mußten, wenn die ohnehin schon wundete Haut später nicht in Fetzen heruntergehen sollte. Und nun kam das Schönste: Nachdem wir ein spaltenfreies steiles Schneefeld vor uns hatten, erlaubte uns Johann, „abzufahren“. Gewöhnlich tut man das stehend und lenkt und bremst mit dem Fidel wie mit einem Skistock. Doch da der Schnee nun wieder ziemlich hart war, setzten wir uns alle drei auf den Hosenboden hintereinander und die Arme um den Leib des Vordermanns geschlungen, ging in rasender Fahrt den Ab-

hang hinunter, daß der Schnee nur so aufstob. Ich hätte am liebsten laut geschrien vor Freude, denn etwas Lustigeres und Tolleres kann man sich kaum denken, als in einer Höhe von 8400 Meter auf solche Art hinunterzufahren. Als wir dann auf Eis kamen und Krampfhast bremsen mußten, um uns wieder austrappeln zu können, und nun zurückblickten, was für ein steiles Stück wir abgefahren waren, dachten wir wohl alle drei im Stillen: „Na, ein bißchen riskiert war es doch! Dann tauchte schon die Braunschweiger Gütte auf, die unser nächstes Ziel war. Die große Gaststube war um diese Zeit fast leer, so konnten wir uns auf den Bänken ausstrecken und es läßt sich gar nicht schildern, wie wohl das tat, nachdem nun alles gut abgelaufen war.“

Cläre Landsmann.

A. Kuprin: Blondel

I.

Wir sitzen am Ufer der Netva in einem leichten wiegenden Schiffrestaurant und essen Kebab, in Erwartung des bescheidenen Abendmahles. Es ist schon halb elf Uhr abends, aber hier ist es noch ganz licht. Es sind dies die langen, matten, schlaflosen, weißen Petersburger Nächte — der Ruhm und das Leiden dieser Stadt.

Wir sind unserer fünf: der Cloton vom Zirkus Tschinelli, Tauti Dscherezi, mit seiner Frau Ernestine Ernestowna; der Cloton Dschakomo Tschirens (einfach Dschakomo) vom Zirkus „Modern“ und Euer ergebener Diener und Tierbändiger Leon Guritsch, ein reinblütiger und reinfassiger Jude, der einzige seines Stammes, der nach dem Propheten Daniel sich mit diesem seltenen schweren und gefährvollen Berufe befaßt.

Diesem Zusammentreffen fehlt die gewöhnliche ungetragene Lustigkeit; es ist unser Abschiedsfecht vor der baldigen Trennung. Die großen Zirkusse unterbrechen jetzt ihre Arbeit, weil mit dem Eintritt des Sommers ihre Einnahmen sehr mager werden. Fast die Hälfte des Publikums geht auf Sommerfrische oder reist ins Ausland; die andere Hälfte vergnügt sich in verschiedenen Freiluftkavarets und Musikhallen. So bleiben die kleineren Zirkusartisten einfach freie Himmelsvögel bis zum nächsten Herbst. Diejenigen aber, denen der Zufall, das Talent oder der Erfolg einen großen Namen geschaffen, haben sich längst im Vorhinein mit einem Sommervertrag für die großen Gouvernment-Städte, die seit jeher durch ihre Liebe zur Zirkuskunst bekannt waren, versehen. Die kleineren Fische aber schließen sich den kleinen wandernden Zirkussen an, den sogenannten Schapitto. Diese erfreuen sich eines guten Rufes und so verbringen diese Artisten den Arbeitsommer unter einem Segeltuchvorhang und durchwandern die Städtchen und Dörfer der Umgebung. Es ist schon wahr, daß man, wenn man zur Schapitto gehört, eigentlich zur Verühmtheit nicht gelangen kann, aber das eine ist gut, daß während der drei Sommermonate der Körper, die Muskeln, die Nerven und das Tempogefühl dank dem andauernden Training nicht verloren gehen. Nicht umsonst sagen die Zirkusweisen: „die Übung — das ist der Vater und die Mutter des Erfolges!“

II.

Es spricht Guritsch, der Tierbändiger. Sein Reden ist wie immer gleichförmig und eintönig. Zwischen den Worten und Sätzen

macht er gewichtige Pausen. Seine seltenen Bewegungen, ob er sich Bier aus der Flasche ins Glas einfüllt, ob er die Zigarette anzündet, ob er dem Tischnachbar ein Gericht reicht oder wenn er mit dem Finger auf die tiefe Netva zeigt, sind immer ruhig, rhythmische, langsame und durchdacht vorsichtige, wie es übrigens bei allen Tierbändigern der Fall ist, die der Beruf so wahrhaftig gleichgültig und so scheinbar schläftig macht.

Sein Gesicht bleibt ganz unbeteiligt beim Reden — keine Spur von Mimik. Es ist wie ein Stein, ganz ohne Ausdruck, seine Arbeit hat dieses Gesicht versteinert.

Mit demselben immerwährend totem marmornen Gesicht und mit derselben kühlen Ruhe betritt er den Käfig und schließt hinter sich die eisernen Riegel.

Er bemüht selten bei seiner Arbeit Vorschranken, Pistolenschüsse, bengalische Lichter oder Schredkruse, oder all die übrigen lärmenden Requisiten, deren sich die anderen so gerne bedienen, um beim Publikum verwunderliches Klatschen hervorzurufen. Hagenbeck, der große Zirkusdirektor, nannte ihn „den besten der modernen Tierbändiger“, und der Direktor des Pariser Zirkus, der alte Monsieur Lunel, sprach von ihm wie von einem Künstler, wie er ähnlich nur noch von dem verstorbenen großen Blondel sprach.

III.

Ihre Frage, Frau Ernestine, sagte Guritsch, ist sehr schwer zu beantworten. Haben wir Angst vor den Tieren? Dies hängt von der Individualität, vom Charakter, von den Gewohnheiten und Angewohnheiten, von der Liebe zum Berufe und natürlich auch von der Psyche der Tiere, mit denen man arbeitet, ab. Die Hauptsache aber ist die vorhandene Begabung und ihr Ausmaß — das aber ist von Gott. Nehmen Sie zum Beispiel den großen, unerschlichen und durch niemand übertroffenen Blondel! Das war ein wirklicher Gott der Zirkuskunst, der alle ihre Formen, Arten und Verzweigungen beherrschte, ausgenommen das Clotontum. Er war der erste, der es gelang hatte, den Niagarawasserfall auf einem festgezogenen Seil ohne Gleichgewichtsstab zu überqueren. Später hat er dieses Kunststück schon mit einem Gleichgewichtsstab durchgeführt, trug aber dabei als Last auf den Schultern einen der Zuschauer, auf dessen Kaltblütigkeit man bauen konnte.

Blondel ließ nach seinem Tode ein Buch zurück, das seine Memoiren enthält, in einer

wunderschönen Sprache geschrieben; ein Buch, das jetzt eine Rarität geworden ist. Er erzählt in diesem Memoirenbuch mit ungetöblicher Kraft und Schönheit von der erwähnten Leistung; wie auf seine Einladung ein großer, starker Herr aus der Menge sich meldete, der eine gewaltige Zigarre rauchte, die er dann über Blondels Veranlassung wegwerfen mußte, und wie es ihm dann weiter erging mit dieser außergewöhnlichen Last. Gerade in der Mitte dieses gefährlichen Luftweges kam ein kritischer Augenblick. Dieser große Herr „verlor das Herz“, wurde angesichts des leeren Raumes und des brausenden Wassers vom Schwindel erfaßt und zu Tode erschrocken bewegte er sich auf den Schultern Blondels. Dieser war alsdann in Gefahr, sein Gleichgewicht zu verlieren. . . Unbeweglich bleiben! — schrie ihm der Artist zu — oder ich werfe Sie zum Teufel hinunter! Und wie schrecklich war der Augenblick, als Blondel fühlte, daß er im Begriff war, sein Gleichgewicht zu verlieren und sich dem Sturze nahe fühlte! Wieviel Zeit er brauchte, um die genaue Haltung auf das Seil wieder zu erlangen, weiß man nicht. Das war eine Frage von einigen Sekunden, aber in seinem Buche ist dieser heroischen Leistung kaum eine Seite gewidmet, die man aber ohne tiefste Erregung, die einem das Herz erkalten läßt, nicht lesen kann.

Und nun noch ein paar Worte über Blondel. Es ist ja bekannt, daß Blondel ein großer Tierbändiger war; er besaß alle Virtuositäten und schlug auch auf diesem Gebiete den Rekord. So hielt er einmal eine Wette mit dem Manager Barnum. Er, Blondel, sollte in einem Käfig mit Raubtieren, die ihm Barnum zur Verfügung stellen würde, gleichgültig, von welcher Art, welchen Alters und von welcher Dressur diese Tiere wären, volle zehn Minuten allein zubringen.

Nein, das war keine Wette, bei welcher auf einer Waage Menschenfleisch hing und auf der anderen ein gewichtiger Haufen Dollar! Blondel bestand darauf, daß ein Notarius aus Chicago (wo sich diese Geschichte begeben hatte) alle Bedingungen dieser Wette beglaubigen solle. Blondel hat seinerseits eine so hohe Summe gesetzt, daß der feierliche Barnum dazu ein finstres Gesicht machte. Dies rückgängig zu machen erlaubte aber sein Prestige nicht. So bestand Blondel darauf, daß im Notariatsakt folgende Bedingungen eingetragen werden sollen: a) die Tiere müssen wenigstens vor einem halben Tag gefüttert worden sein, b) die Kontrolle über die Ernährung obliegt dem Gehilfen Blondels; c) der großen Gefahr wegen dürfen Frauen und Kinder während dieser Vorführung im Zirkus nicht zugegen sein; und d) Blondel darf sich selbst seine Bekleidung wählen.

Die alten Zeugen dieser tollkühnen Wette erzählen ihr Leben lang von dieser Leistung, die ihnen wie ein verwegenes, übermenschliches Wunder erschienen war. Ihr, meine Herrschaften, könnt Euch natürlich nicht vorstellen, welche eine Zahl von lustigen Tieren Barnum auswählte! Dieser Barnum, ein wirklich reibhüttiger Amerikaner, ein Mann, der seine Laufbahn als Stiefelpußer anfang und als Milliardär beendete, war ein eiserner, kühler, unbarmherziger Mensch.

Unter den Klängen einer Marschmusik betrat Blondel die Arena und das gesamte Publikum schaute vor Erstaunen.

Blondel erschien . . . nackt. Er hatte nichts als Pantoffeln aus Samischleder und ein grünes Adamsblatt unter dem Gürtel an; in der Hand hielt er einen halbmeterlangen grünen Olivenzweig. Die Tiere empfangen ihn stumm,

Prager Friedhof

Sieh, ich arme Frau, ich lege dir das Grab, der Wohlgeborenen.
Tiefer beuge ich den Rücken,
reiß ich blatt den weissen Marmor.

Sieh, ich alte Frau, ich lebe für die toten Wohlgeborenen.
Schwer fällt mir das tiefe Bäden,
vor dem teuren Totendenkmal.

Sieh, ich arme Alte gebe Del dir auf dein Lebenskämpchen.
Schwach brennt schon mein eignes Flämmchen.

Doch vor deinen Silberhäuden muß ich beugen tief den Rücken
wohlgeborene reiche Tote.

R u t D s b e r e r .

als er den Käfig betrat und ihn hinter sich schloß. Offenbar waren sie noch mehr als das Publikum vom Kostüm des neuen Tierbändigers und seiner übernatürlichen Ruhe überrascht. Er durchschritt, ohne sich zu beugen, den ganzen Käfig, von Tier zu Tier. Es war erschütterlich, er erkannte in ihnen die Erziehung und Dressur Hagenbeds aus Hamburg, da er sie gelegentlich, auf ihre aufgeregten Blicke und Bewegungen antwortend, zärtlich in deutscher Sprache ansprach. Ein junger, großer asiatischer Löwe brüllte Blondel zwar nicht böse, aber doch ungewöhnlich laut an; die Pferde in den Ställen

erschrocken und stampften aufgeregt mit den Füßen. Blondel aber führte mit väterlicher Geduld, wie mit einem Zauberstab, seinen grünen Olivenzweig über die Tiertrabe und sprach mit einschmeichelnder freundlicher Stimme die deutschen Worte: „O, mein Kind, brav sein, schön brav sein.“ Und der Löwe verstummt und folgte schwerfällig den Schritten Blondels wie ein Diener seinem strengen Herrn folgt.

Insgesamt verbrachte Blondel im Tierkäfig eine Viertelstunde; um fünf Minuten mehr als verabredet wurde. Er ging hinaus nicht mit dem Rücken zur Tür, wie die meisten Tierbändiger es vorzugs halber gewöhnlich tun, sondern gerade aus, mit dem Gesicht zur Tür. Auf diese Weise konnte er nicht bemerken, was das Publikum sah. Eine nervöse, böse Tigerin schlich, als sie den Tierbändiger weggehen sah, sich plötzlich mit elastischen, lautlosen Schritten hinter ihm her. Aber der asiatische Löwe verstellte ihr den Weg und schwang drohend den Schwanz.

Als man nach der Vorstellung Blondel in der Garderobe davon erzählte, meinte er nachlässig: „Anders konnte es auch nicht sein. Während ich den Käfig durchschritt, konnte ich sowohl die dumme, feige Tigerin wie den großmütigen adligen Löwen bemerken. Für einen guten Tierbändiger sind zwei Haupteigenschaften unbedingt notwendig: Absolute Abwesenheit jeder Feigheit und die Macht, mit den Augen zu befehlen. Es ist wahr, alle Tiere lieben es, wenn der Mensch zu ihnen spricht — aber das ist nebensächlich . . .“

(Aus dem Russischen übertragen von Recha K a b.)

Rundfunk als Lebensretter

Wenn man gemächlich vor einem Radioapparat sitzt, denkt man kaum daran, daß der Rundfunk außer der Aufgabe, die große Masse der Rundfunkhörer zu unterhalten und zu belehren noch eine ganze Reihe anderer Funktionen zu erfüllen hat, die nicht nur für den Einzelnen, sondern unter Umständen für ganze Nationen von lebenswichtiger Bedeutung sind.

Und doch ist der Rundfunk, lange bevor er in die breiten Massen gedrungen ist, schon auf den verschiedensten Gebieten in großem Umfang verwendet worden, ja er hat seine technische Verbollkommnung gerade dem Umstande zu verdanken, daß er zu einem Zeitpunkt, als fast die ganze Welt um ihren Bestand kämpfte, ein wichtiges Hilfsmittel in diesem mit allen Waffen geführten Kampf wurde.

Die Notwendigkeit der drahtlosen Nachrichtenübermittlung im Weltkrieg hat den Ausbau der Rundfunktechnik in einem Maße beschleunigt und ihn zu einem Grad der Verbollkommnung geführt, den er bei normalem Verlauf erst viele Jahre später erreicht hätte. Der Superheterodyne-Empfänger, der heute überall als das klassische Rundfunkempfangsgerät Verwendung findet, ist die Erfindung eines französischen Ingenieurs, der sie der französischen Heeresleitung während des Weltkrieges zur Verfügung stellte.

Aber auch in ruhigen Friedenszeiten haben viele Menschen ihr Leben einzig und allein dem Rundfunk zu verdanken. In erster Linie fast alle, die sich in schwerer Seenot befanden oder an Bord eines Flugzeuges waren, das manövrierunfähig wurde.

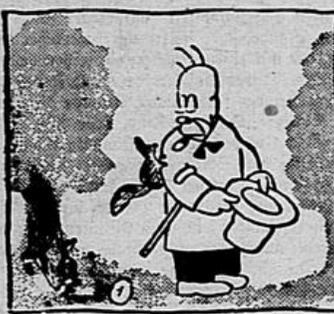
Während Schiffe in Seenot früher auf den Zufall angewiesen waren, ein anderes Schiff zu treffen, das ihnen Rettung bringen konnte, ist heute jedes moderne Handels- und Kriegsschiff mit einer Radio-Anlage ausgerüstet, die es er-

möglicht, auf drahtlosem Wege nicht nur S. O. S.-Rufe in den Äther hinauszufunkeln, sondern auch genau die Position des gefährdeten Schiffes anzugeben, so daß die Rettungssaktion systematisch in Angriff genommen werden kann.

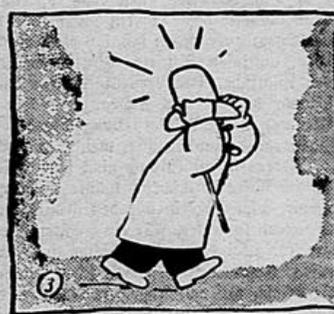
Noch wichtiger als für die Marine ist der Rundfunk häufig für das Flugzeug, das gestationen ist, auf hoher See niederzugehen oder in unbewohnten Gegenden zu landen. Die Widerstandsfähigkeit und die eigenen Mittel eines Flugzeuges sind natürlich viel geringer als die eines modernen Dampfers, und deshalb ist es viel mehr auf rasche Hilfe angewiesen, die ihm wiederum nur zuteil werden kann, wenn man vermittelst des Rundfunks den genauen Standort des Flugzeuges kennt und unnötiges Suchen vermieden werden kann.

Allerdings ist die Rundfunktechnik heute noch nicht so weit, daß sie dem Flugzeug in gleichem Maße wie dem Dampfer beihilflich sein kann. Damit der Funkspruch in großem Umfange bernommen werden kann, muß er von einer möglichst hohen Antenne ausgesendet werden. Während der Dampfer eine solche Antenne zwischen seinen hohen Masten ausgespannt hat, verfügt das Flugzeug, wenn es erst einmal niedergehen mußte, nur über eine ein paar Meter hohe Notantenne, deren Reichweite recht beschränkt ist.

Aber die große Zahl der Piloten sowie Wissenschaftler, die mit ihren Flugzeugen Gavarie erlitten haben und nur dank ihrem an Bord befindlichen Radioapparat rechtzeitig Hilfe herbeiholen konnten, beweist, daß der Rundfunk selbst in seiner heutigen Form bereits ein wichtiger Lebensretter für alle Aeronaute geworden ist. Und nicht zuletzt ist es der großen Gemeinde der Rundfunkamateure zu danken, wenn es gelungen ist, selbst in bergweitesten Fällen noch Rettung zu brin-



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamson fängt Eichkätzchen

gen. Denn die Flugzeuge haben natürlich nur schwache Sender, die sehr häufig nur von bestimmten A matoren aufzufangen werden konnten, die sich in der Nähe des in Not befindlichen Flugzeuges befanden und die dann die Behörden verständigen konnten. Dr. L. L.

Die Katze

Sie gingen zur Prüfung. In Zoologie. Und gerade vor der Spitze ihrer Halbschuhe sprang eine schwarze Katze vorbei. Nadja blieb stehen und sah der Katze nach, die erst die Straßenbahn vorbeiließ und dann auf die andere Seite der Straße lief.

„Natürlich ist das blöd,“ meinte Nadja. „Ich, als sozusagen militante Gotilose, und überhaupt... In unserer Zeit... Aber wie zum Teufel! Ganz schwarz war sie, vollkommen schwarz... Wenn wenigstens der Schwanz braun gewesen wäre...“ — „Schwarz oder rot, ist doch alles gleich!“ bemerkte Katja. „Das kommt vom verschiedenen Pigment und weiter nichts.“ — „Pigment,“ seufzte Nadja. „Ich weiß auch ohne dich, daß es das Pigment ist. Aber wenn wir jetzt dieses Pigments wegen durchfallen...“

Einige Stunden später befanden sich die Freundinnen bereits auf dem Heimweg. Die Prüfung war gut verlaufen. Katja erinnerte sich an die Katze. „Siehst du! Und da hast Angst gehabt! Schwarz oder braun — das ist doch ganz gleich...“ — „Ich hatte keine Angst,“ erwiderte Nadja. „Das war nur so... Nach einem Jahr oder nach zwei Jahren wird natürlich niemand von uns mehr auf so etwas achten...“ — „Man wird wohl aufklärter sein, wie?“ — „Mit Aufklärung hat das nichts zu tun,“ entgegnete Nadja eifrig. „Hier durch diese Straße wird außer der Straßenbahn auch noch ein Autobus fahren... Es wird etwa fünfmal so viel Autos geben... Welche schwarze Katze wird es da noch wagen, einem über den Weg zu laufen? Keiner! Sie haben doch Angst, die Vieftier, furchtbare Hasenfüße sind sie...“

(Aus dem Russischen überfetzt von Sarcho.)

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32.
Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.
SCHACHAUFGABE Nr. 299.

Von L. F. Beach.

Schwarz: Kd5, Tc4, h5, Lh7, Sb3, Bc3, h3. (7)



Weiß: Ke1, Da2, Tc6, e3, Lc7, d7, Sc2. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 296: Bc4-e5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Ulbert Erich, Klutschkau; Sturm Heinrich, Brünn; Tepper Franz, Karlsbad; Schöfel Anton, Schöbritz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Eichler Otto, Drakowa; König Anton u. Steinwitz Hans, Kwitkau; Dinnebler Emil, Tetschen; Tesar Franz, Suchel; Habi Erwin, Schindler Robert, König Rudolf, Freundl Anton, Chmikal Teo, Hofeld Otto, Lohmüller Hans, sämtlich Nesteritz; Nitsch Rosa, Toppitschitz; Hyna Josef, Hostomitz; Richter Karl, Politz a. E.

Partie Nr. 111.

Gespielt am Bundesturnfest in Komotau am 4. Juli 1936 im internationalen Wettkampf Atus V. Kreis-Ungarn. 2. Runde. 3. Brett.

Weiß: Schöpka Josef, Atus, Komotau.
Schwarz: Takacz István, Budapest.
1. d2-d4 Sg8-f6
2. Sg1-f3 d7-d5
3. c2-c4 e7-e6

Kleine Chronik Der Radio-Wahnsinn

Achtung! Radiohörer! Radio-Wahnsinn! Die Warnung kommt aus Amerika, was gewiß niemanden wunder nehmen wird. Dort hat man unter großen Anstrengungen und unter Zuhilfenahme von Statistiken festgestellt, daß der Wahnsinn sich in den Vereinigten Staaten sich direkt proportional zu der Ausbreitung des Radios verhält. Der Wahnsinn, der mit den Sendungen getrieben wird, aber vor allem die dauernde Anwendung von Klammere-Schlagworten, soll dauernde Störungen des Nervensystems herbeiführen. Man will sich diese Erscheinung damit erklären, daß der Wahnsinn oft von einer fixen Idee herrührt. Und eben diese fixe Idee wird dem Hörer dieser Klammere-Sendungen geradezu eingebläut. Diese Erklärung dürfte einer gründlichen medizinischen Prüfung nicht standhalten, sie bietet jedoch einen Anlaß, weitere Statistiken ins Leben zu rufen.

Das erste Abweichen vom Pfade der ausgetretenen Theorie. Der Zug (Sg4) kostet dem Schwarzen zwei kostbare Tempis. Besser war Sb-d7 oder Tf-e8!

8. Lg5xg7 Dd8xg7
9. h2-h3 Sg4-h5

Schwarz möchte sich nicht den f-Bauern verstellen, den er zum Angriff verwenden will.

10. Ta1-d1! Nach den letzten theoretischen Forschungen soll hier der Turm besser als auf c1 stehen. Diese Partie beweist dies auf neue.

10. Lf1-e2 f7-f5
11. 0-0 Sb8-d7
12. Sg3-h2 Tf8-f6
13. f2-f4 Tf6-g6
14. Sh2-f3 Sd7-f6
15. Sf3-e5 Sh6-f7
16. d4xe5 Sf7xe5
17. ———

Möchte die offene Turmlinie als Angriffsmarke benutzen.

17. ——— Sf6-e4
18. Sc3xg4 f5xg4

Dieselbe Absicht wie Weiß hat Schwarz mit der f-Linie.

19. Le2-h5! Erst muß den Turm nach h5 gelenkt werden, dann ist die Idee des Weissen durchführbar.

19. Lh5-g5 Tg6-h6
20. e4xg5! Lc8-d7

Der geeignete Moment. Wenn jetzt Schwarz mit den c-Bauern widerschlägt, besitzt Weiß eine bessere Stellung. Jetzt wird die Partie interessant.

21. ——— e6xg5?
22. Lg4xg7 De7xg7
23. Dc2xe4! Dd7xh3!

Die einzige Möglichkeit, um direkten Nachteil zu vermeiden.

24. De4xg5+ c6xg5
25. g2xh3 Th6xh3
26. Td1xg5 Th3xg5

Weiß ist durch seinen Freibauer im Vorteil. Der Gewinnweg ist aber noch nicht so einfach.

27. Ke1-f2 Te3-h3
28. Kf2-g2 Th3-e3
29. Td5-d7! ———

Die Besetzung der 7. Reihe ist meist immer ausschlaggebend.

29. ——— Te3-e2+?
30. Tf1-f2 Te2xf2

Dieser Zug ist schlecht, mußte aber geschehen, um nicht den Bb7 zu verlieren.

31. Kc2xf2 b7-b6
32. Kf2-g3 ———

Die weiße Majestät greift höchst persönlich ins Spiel ein. Der Kampf ist bald entschieden.

32. ——— a7-a6
33. Ke3-e4 h7-h6
34. Ke4-f5? Ta8-c8
35. e5-e6 Tc8-f8+
36. Kf5-e5 h6-h5
37. f4-f5 Tf8-e8
38. f5-f6! g7xf6
39. Ke5xf6 Te8-f8+
40. Kf6-e6! ———

Ein Fehler wäre Tf7 wegen Txf7, fxf7+, Kf8 usw. Der Textzug entscheidet.

41. e6-e7!! Tf8-e8
Aufgegeben.
Kurzschluss! Von Weiß schön gespielt. Eine solide, schaltvolle Partie.
(Anmerkungen von Jos. Schöpka, Komotau.)